

Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter

Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau

Band: 20 (1946)

Artikel: Erinnerungen aus der Schulzeit

Autor: Büchli, Arnold

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571262>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erinnerungen aus der Schulzeit

I ghöören es Glöggli

Zwor ganz zeerscht hämmer's nid so gärn ghöört, mir drei
üngere Buebe bi eus deheim, wem m i r undere händ müeße und
no Heiteri dur d Läädeli ggüggelet het, und s Fyrobeglöggli het
glüütet, und eusen Eltischt isch no mit de grooße Bueben uf dr
Stroosz umeghaleegeret. Aber dooz'mol het's halt nüüt anders
gge as folge. Und wenn de d Mueter no einisch isch cho suege
und de Chlynscht i Schlof gsingelet het:

„I ghöören es Glöggli,
Es lüütet so nätt . . .“

denn isch mr gsy, es stöj e starchen Angel in ere Rüschting näbem
Huus, und er heb es füürigs Schwärt i dr Hand, und er
sig so groosz, daß sy Helm bis as Schloftürndl ufe längi, und
iez töf eim nüüt Böses öppis mache di ganz chytig Nacht —
nume wil d Mueter zuenis as drüüschlöfig Bett isch cho guet
Nacht fääge.

Und denn emol hämmer gseh, aß das Glöggli en oordli groosz
Glogge gsy isch im Chileturn, wo mit sym einten Aug under em
Chesbissetach so schärbis über di zwoo Firschtreien i dr Rothuus-
gaß übere gluuschteret het. Mr sind halt öppe mit den Underwyssi-
gere inepfizt und usekläderet zu de Glogge, wenn „di Grooße“ deet
obe sind go lehre räuke und zum Schuelhuus dure gmüžeret und
e Meinig gha händ, größer as s Rothuustürndl. Bis de Baad-
meischter und Nachtwächter is isch cho „uuse goosle“.

Und wenn's schön Wätter gsy isch ganz früe im Früelig, sim-
mir chlynere Buebe under de Tanndlene vor der schwaarze Ring-
muur kneulet und händ gmäßerlet. Und uf einisch geufzet's doben
im Schuelhuus, und „de Herr Cheller“ stöht am Fänschter mit
de Bezirkshüelere, und si zeige zur Chilen übere und rüefe: „De

Storch isch do!“ Und mir bâchen um en Egge und luegen und stuune. Woll, do stohst de Stadtstorch uf eim Bei im Näscht uf em Chiletach und chläpperet und chläpperet. Und mir fönd aa rüeße:

„Store, Store Heini
Mit de lange Beine,
Bring mer au es Schwöschterli!“

Dez foht's aa lüüten im Turn, und di Bueben und Meitli chömen us em Schuelhuus z'räble — s isch elsi.

Und denn isch men elter woordé, ganz vor em sälber, und het scho öppen ame Samtschtig z'Obe i dr Chuchi usse, wenn niemer um e Wääg gsy isch, s Chini übers Chuchilämpli ghaa, daß' gschmöörzelet het, präzys, wi wemmer Späck für i d Muusfallenaabräuselet. Ach, me het si halt no gschiniert, zum Schabi z'goh scho as Underwysiger! Und me het ä öppen emol scho schloflosi Nächt ghaa. s het wol e halbi Stund tuuret oder no meh, eb men ygnückt isch. Me het halt an öpper Lieber mit ere lange, lange Züpf tänkt, wo de choge Päuli i dr Änglischstund fräch i d Tinte tünklet het. Und eusereim hätt si nid emol gitrout, mit em chlyne Finger draa z'choo! Eusereim hätt's gkrüüselet bis i d Häärzgrueb abe. Und di alt Linde uf em Lindeplatz het bblüeit, und s ganz Chämmerli het dervo gschmöckt win en Apiteeggerlade, und e Zug vo der alte Schuldebahn isch über e Zamm gruußhet.

Und de het's afob zähni schloh, zeerscht ganz höch, gschwind und e chly spizig, wi wenn d Lumpfer Seiler i dr Häfelischuel „höhn“ gsy isch: s Rothusglöggli! Und den e volle, feschte Schlaag, nid so gleitig, tezidiert und einewääg heimelig: s Zvt am Schuelhuus. Das het eim wohl to und tönt wi d Stimm vo dr Mueter, wo de chly Bueb i d Alarm gnöh het und gschweiget, wen er ziteret het win es ashpigs Laub us Angscht vor em Liebgott, wil er bös gsy isch und s het so bliken und tonnere verusse e ganzi Nacht. Und nomene Chehrli schloht's zum drittemol — langsam, tief, tief und rüeig, wi wen eim s grau Groosi grüeft het

uf em Geiſehübeli äne: d Chileglogge — lieb und guet und frei.
Aber es het eim glych e chly tſchuideret derby. Es iſch e Ton drin
gſy, ſon e Ton, wi wenn's z'Oben am vieri glüütet het, lang
lang, und de Brünggel iſch näb ſym Choli dur s Städtli ghoppet
vor em Lychewaagen äne.

Das Schloß, drümol hinderenand, vom Rothuus, vom Schuel-
huus und vo dr Chile här — das tha me nümm vergäſſe. Wen
euse Herr Pfaarer i dr Chinderlehr „Ewigkeit“ gſeit het, so
hani a das Schloß müeſe tänke. Und wen i neumen es Liedli
ghöre ſinge hüt, wo's drin vo „Heimat“ vorchunnt oder vo „Ju-
gendzeit“, so ghööri di drei Glogge ſchloß, eini no der andere,
wi ame.

Und iez meineder gwüß, wen i öppe langi Zyt heb, ſo machi
ame Sundig e Reis i das alt Städtli und tydi um d Ring-
muur ume und um d Linde uf em Lindeplatz und losi, wenn's
ſchloht oder wenn's Fyrobe lüütet. Aber o heie! Di sääb Ringmuur,
wo mir dervoort gmäſſerlet händ, die iſch ſcho lang e Gaffistube
oder e Laade, was weis i, und gmoleti Jümpferli gönd deert go
di neufchte Hüet brobiere.

Und di Ringmuur wyter oben am Graabe heb ſchyn't's au
Fänschter überhoo, Bürofänschter reiewys, und de Chlausbrunne
heb müeſe go ſpaziere — hinder di alt Mezg. De Chlaus hebe
ſi aber nid gfrog, ob er well oder nid. Dafür hebe ſi s Rot-
huus abebbuſt und inwändig alls gſhangſchiert, und s mues im
Rotssaal au anderscht zuegoh as früener. Alme het's gheiſe: de
Stadtschrÿber heb e Stadtrot. Iez regiert allem aa deert inn
es bbugglets Herrli, de §. Aber es hoffäartigs alts Büſſee hebe
ſi i Sizigssaal inegſtellt und zinnigi Wychanne druuf. E guete
Rotswy wirt's im Chäller ä haa. Miraa! Mir täte ſi einewääg
kes Chändlī voll vſchänke.

Und wäg dr Chileglogge bruudi au les Viliee z'löſe. Es het
ſi allwääg tunkt, di alte Glogge töne z'nüütig und z'altmodig für
ſone „uufgſchloſſni Induſchtriestadt“, und iez händ ſi eben es neus

Glüüt. Es kħlingi fasht wi d Zürigloggen im Radio oder wi s Weschtmischter. Hingäge di Fvrobeglogge hebe si nid öppen vgschmolze, hani ghöört, die hebe sie verchaust uf Gabischtoorf oder Birmischtoorf übere. Es Gschäftli het halt müeße derby sy. Mid vergäbe het der Unggle Werner i dr Halle uf em Rosegaarte s goldig Chalb a d Wand gmolet. He jo, won er d Auge zueto gha het, sind syni Bilder jo au — vergoldet woerde.

I mag ene's gonne, dene, wo i di vorderschte Bänk ine müend go stoh, daß iez Bilder deet sind. Alne het me müeße a di tot, wħijs Wand äneluege, stoff, aß niemer öppis sott merke, wenn de Pfaarer uf em Chānzeli gar e heimelige Namen abeglääse het.

Di Gmöl, die giengi gärn emol gogen aaluege, so gägen Obe, wenn's ganz leer ischt hinder dr schwere Gittertür. Aber wenn's de tät schloh, und i ghöorti di drei Tōn nūmmen alli . . . näi!

Was tänkt ädt di grooħ Linden im Egge vom Rosegaarte, wenn si lost? Und was tänkti si eerscht, wenn si mi gsach am Ysehag stoh und das Pläkli sueche, won es Buebli gstanden ischt mit syne drei Brüdere und z'Tod verschrocke gstuunet het, wi si ihm de Vatter im Saarg a de Stricke is Graab abeglob händ? Fröndi Fueħ laufen iez drüber.

Si hämmer's nid gloh, das Pläkli, und s wirt Zvt, daß i für n es anders luege ix amen anderen Ort. s isch mer numen immer gsy, deet a dem Pläkli sig de Boden am lindischtien und wärmischtien, deet gieng's am ringschten aben us dr Sunne . . . Ytem, anderi chonen au nid usslääse. Und di sibe Schueh tief Härd wärde zäntume schwer sy.

Und das alt, nätt Fvrobegloggli, das chönnti ä deet a sábem Pläkli doch nūmm ghöøre.

So wird es sein

Im Städtchen schwermütiger Septembersonnenschein,
Und die alte Vesperglocke hält
So bitterhart zum Hügelwald
Über die traulich braunen Dächerreihen.
So wird es sein.

Mit dunkler Decke, die Hufe glänzend rein,
Der Rappe vor dem schwarzen Wagen,
Der schon so viele dir hinaus getragen,
Biegt langsam um die Friedhofslinden ein.
So wird es sein.

Und du zu dem Grund gebettet, tief allein.
Schon knirschen die Räder stadtwärts fort im Kies,
Die Schollen schüttern auf dein dumpf Verlies.
Vielleicht noch sickert eine Träne drein –
So wird es sein.

Aus: Gedichte 1918–1945
Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau

In der Kantonsschule

Jede Ortschaft, auch die kleinste, hat ihre eigene geographische und seelische Atmosphäre. Wer noch vor 40, 50 Jahren aus dem enggeschlossenen, aber gemütdurchsonnten Milieu von Lenzburg, aus diesem Landstadtidyll mit seiner ungebrochenen Bautradition vom frühmittelalterlichen Schloß und alemannischen Strohdachhaus bis zum Herrensitzen der Revolutionszeit, nach der aargauischen Kapitale kam, fand sie finster und nüchtern. Und wem sie lediglich Kantonsschulstadt geblieben ist, dem bot sich in der Regel kein Anlaß, seinen Eindruck mit freundlicheren Farben aufzuhellen.

Die Schulstadt: mein Alarauer Urerlebnis. Als sechs-, siebenjährigen Buben muß mich der Vater eines Tages mit „hinüber“ genommen haben. Dort stand ich – einzig das ist mir geblieben – in der Runde hoher Parkbäume vor einem mächtigen Gebäude aus gelben Steinen, sauber und schön, wie neu aufgeführt, und mein Vater sagte zu mir: „Do muescht du au emol ine, wen h̄s Läbe ha.“ Wie er, der einfache Handwerker, zu diesem kühnen Versprechen kam und warum er es nicht seinem begabten, hübschen Ältesten gegeben? Was er darauf an einem Examen erleben mußte, schien seine Verheißung höchst unglaublich zu machen. Er stand hinter unsern Bänken unter den Besuchern und war leidender Zuschauer, wie sein Zweitältester, den er zum Kantonsschüler prädestiniert, vom Kantonsschulinspektor Pfarrer Heiz aufgefordert, 5 und 7 zusammenzählen, in der Schwüle des Augenblicks dieses Problem in den Bereich völliger Unmöglichkeit versetzt sah: zwei so ausgesprochen ungerade und so ganz verschieden geartete Zahlen wie die nette, vornehme 5 und die böse, spitze 7 zu restloser Vereinigung zu bringen!

Trotzdem ist die Prophezeiung meines Vaters eingetroffen. Man hat ihm nicht umsonst einen geheimnisvollen Blick für das Zukünftige, wenigstens für das ungute Zukünftige, nachgesagt. Die an sein Versprechen geknüpfte Bedingung vermochte er zwar nicht zu erfüllen. Doch diese war bei ihm eine ständige Redensart, vielleicht auch aus einer Ahnung heraus.

Nach Jahren geschah es, daß ich das stattliche gelbe Gebäude wirklich betrat. Es war für uns Neulinge aus Lenzburg ein großer Tag. Aber ein noch größerer und schwererer stand uns bevor mit der Aufnahmeprüfung. Nur die zwei Antipoden sehe ich noch deutlich vor mir: den freundlich-sachlichen Deutschlehrer mit dem blonden Schnurrbart und der Brille und den Geographen mit den gepflegten Strähnen über dem heitern Antlitz. Da fand ich mich nun hilflos der reinen Basler Ironie gegenüber, die ich leider erst viel später schäzen lernte. Jedenfalls verstand

diese es glänzend, die in etwelcher Verwirrung besserem Wissen zum Troz erfolgte Versetzung des Atlasgebirges nach der falschen Himmelsrichtung zu einem Gaudium meiner schadenfrohen Kameraden zu machen. Was so ein Lehrplan doch alles an Weisstümern in die butterfrischen Gehirne geprägt wissen will! Das Atlasgebirge aus der Gofiperspektive . . .

An den Schrecken über die ungeheuerliche geographische Veründigung hängt sich in meiner Erinnerung eine in dusterer Kneipe der Altstadt hinuntergewürgte Wurst. Möglicherweise trägt der ungewohnte Genuss eines Glases Wein, der an diese meine denkwürdige erste Alrauer Wurst geschüttet wurde, die Schuld, daß mir alle übrigen Verumständungen jenes Morgens samt den dazu gehörigen Fragenkomplexen entfallen sind.

Das Vacuum (das immerhin einige Angst enthalten haben mag) bis zur Bekanntgabe des Entschedes am späten Nachmittag füllten meine Schulgenossen prahlisch mit einer Expedition zu den Pontons im Schachen. Für mich aber war die Zeit noch nicht gekommen, da ich mit der Alare und ihrer Schiffahrt Bekanntschaft machen sollte. Ich strebte als erklärter Waldfreund der nächsten Dase winkenden Grüns entgegen und geriet unversehens in den alten Friedhof. Wild wucherndes Grabgebüscht, Tarus- und Tannenbäume zwischen halbversunkenen Denkmälern bildeten da einen anziehenden Irrgarten der Romantik, in welche ein Schauer der Vergänglichkeit hineinschattete. Zwei hohe Zypressensäulenreihen führten nämlich zu einer Halle mit zierlichem Holzgitter unter dem Dach. Was mich an ihr aber am meisten fesselte, war die Inschrift: „Des Todes rührendes Bild steht nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen.“ Dieses schöne Wort stand nicht in dem Goldschnittbändchen, das ich auf Mutters Kommode entdeckt und mit Andacht, aber wenig Verständnis gelesen hatte, weil es laut der Widmung das Geschenk eines frühen Verehrers der Besitzerin war. „Gedichte von J. W. Goethe“, verkündete der Titel. In der Bezirksschule

waren wir aber mehr für Schiller begeistert worden, und mit Recht. Der Spruch da an der Halle tat es mir an. Dieser Tonfall, diese Geisteshöhe flößten mir wahre Ehrfurcht ein, und was lag dem Anwärter zeitweiliger Mitbewohnerschaft Alraus näher als die Überzeugung, das sinnreiche Mahnwort sei der ungesuchte Ausdruck der Weisheit einer kantonshauptstädtischen Ortsbehörde, die ich mir auch sogleich lebhaft vorstellte: Hochgewachsene Herren mit edel-klugen Gesichtern wandelten, feierlich schwarz gekleidet, in Begleitung des würdigen Stadtgeistlichen respektgebietend der Halle entgegen.

Die geographische Orientierung auf dem schwarzen Erdteil zählte drunten in dem schicksalbestimmenden gelben Gebäude offenbar nicht als Hauptfach. Als frisch erkorene Zöglinge der aargauischen Alma mater reisten wir Lenzburger Kandidaten unter der sinkenden Sonne aabachwärts. Und wie manchen Abend entwischte man nun mit der büchergefüllten Mappe unter dem Arm durch das hohe Gittertor nach dem Bahnhof! Im Winter weckten seine Bogenlampen und das Pusten der Wasser einfüllenden Lokomotive die Vorfreude auf die Heimfahrt, deren Genuss wir Maiylinge uns mit dem Umweg über Suhr schlau zu verlängern wußten. In den Polstern der zweiten Klasse, die damals der Würde eines Kantonschülers angemessen schien, ließ es sich sorglos träumen. Der eine und andre nahm zwar strebsam etwa ein Lehrbuch vor; ich höchstens einen neu erstandenen Klassiker. Der Suhrer Bahnhof im Lampenlicht und Leutholds Gedichte auf schneeweissem Papier in meinen Händen: eine unvergessliche Gedankenverbindung! In meinem ersten Alrauer Aufsatz kam jedoch nicht der Alrauer, sondern der Lenzburger Bahnhof, der Gefahrenzone so selig ferne, als Ort der Handlung oder Meditation vor. Entschieden lustbetont ragt in meiner Erinnerung (darum?) auch der den Rangieranlagen zugekehrte Teil des herrlichen Schulparks. Unter jene Koniferen – ja nicht näher an das gelbe Portal heran! – wagte man sich noch in späteren Jahren etwa

wieder, wenn man, dem Bahnhof nahe, mit sich und seinem Jugendgedenken allein sein wollte.

So lebten wir „Auswärtigen“ in zwei Welten: tagsüber in der von „Aarau“ mit ihrem kühlen Verstandeswesen, gewissermaßen in einem stetig vorwärtspeitschenden Werkstättenbetrieb des Intellekts, abends und in den Ferien aber in unserm wohlichen Lenzburger Privatweltchen. Quälten wir uns dort ab, die Schubladisierung der grünen Natur durch den Übermenschen der Ordnung Linné zu erfassen, so streiften wir hier durch Waldgras, Binsen und Jungholzdicke, sogen Rosen-, Geißbart- und Algenduft ein und begeisterten uns an dem Märchenschimmer der Seerosen bei Hallwil. Zeichneten wir an der Aare das Gangliensystem der Wirbeltiere so kalten Auges wie ein greiser Prosektor, so lauerten wir am Abach frisch durch die Uferbüsche, wo die Meitli badeten bei der Heuelmühle (solche Romantiker waren wir damals) und saßen auf dem Abendbänklein bis in alle Nacht hinein, und nicht allein. Denn dort „daheim“ war die Verbindung wieder hergestellt mit den werktätigen Altersgenossen und -Genossinnen, und das war gut so.

Mit der Stadt Aarau verwuchsen wir darum so wenig, daß ich erst aus den Neujahrsblättern erfahren habe, wie manches ansehnlichen Baudenkmales sie sich rühmen darf. Eine Insel der Seligen in der fremdenden Umgebung bildete für den Gymnasiasten schon bald die Villa neben der Kantonsschule weniger des überstellten Antiquariums als der Kunstsammlung wegen. Da konnte man, dem Schulalltag entrückt, stundenlang in Schönheit schwelgen, geniekend vor den Landschaften Stäblis, bewundernd vor dem einzigen Böcklin stehen, vor den Radierungen Weltis und Friedrich von Schennis' rätseln und phantasieren. Die Glocke an der Glastür zum Gemälde museum, das war ein Klang aus dem „heiligen Hain“. Und noch ein anderes Haus in Aarau betrat man in glücklicher Erwartung. Man, wenigstens ich: den Laden, der voller Bücher war bis unter die Decke. Wenn einem

wieder ein nagelneuer Einband mit Goldaufdruck entgegenblinkte, die Freude! Heute Homer, morgen Eichendorff. Meine Waffen-sammlung aus den Bezirksschuljahren, in der sogar ein Bürger-meisterdegen aus alt Lenzburg und ein Richtschwert aus China, ein grausliches Gerät, prangten, verlor ihren Reiz. Nun kam das bedruckte Papier an die Reihe, leider Gottes.

Von den schönen Räumlichkeiten der Kantonsschule haftet mir eine von nebensächlicher Bestimmung besonders im Gedächtnis: der Physikgang, der den Auswärtigen der untern Klassen als Aufenthaltsort während der Zwischen- und Abendstunden angewiesen war. Dieser Physikgang! Für uns eine Bildungsstätte erster Ordnung, Volksgerichtshof, Grossratssaal, Repetitions- und Disputationswandelhalle, nicht zuletzt aber peripatetische Schule der Menschenkenntnis. Auch Freundschaften wurden hier geschlossen, von denen in meiner Erfahrung freilich keiner einzigen lange Dauer beschieden war. Wenn man dagegen sieht und erlebt, wie die ehemaligen Mittelschüler anderer Kantone zusammenhalten! Aber der Aargau ist ein noch zu junges und nicht von innenher zu einem Gemeinschaftsgefühl gewachsenes Staatsgebilde. Eine geschichtliche Erkenntnis, die auf Professor Gehner zurückgeht.

Dort im Physikgang, das mag beiläufig Erwähnung finden, wurde der etwas überhebliche Plan ausgeheckt, einem bekannten Münchener Kritiker und Mitarbeiter an dem damals sehr angesehenen „Kunstwart“ (Dr. Leopold Weber, der später einmal in der Aula der Kantonsschule aus seiner „Edda“ vorgelesen hat) ein Heft voll poetische Skizzen eines Mitschülers zur Beurteilung zu senden. Und wahrhaftig, der Herr in der fernen Kunststadt nahm sich die Mühe, ausführlich und ernsthaft zu antworten, und er hat fast zwei Jahrzehnte danach ein Bändchen Gedichte des einstigen Gymnasiasten im „Aargauer Tagblatt“ angezeigt. Auf den „Kunstwart“ wurden wir durch einen Mitschüler aus Baden, Walter Thurnheer, den kürzlich verstorbenen

schweizerischen Gesandten in London, hingewiesen. Diese Zeitschrift hat auf uns Schüler in kunsterzieherischer Hinsicht jahrelang den besten Einfluß ausgeübt mit ihrem unbeirrbaren Eintreten für das Echte und Wahrhafte in Literatur und bildender Kunst. Da wurden immer wieder Hebbel, Mörike, Storm, Keller und C. F. Meyer in den Vordergrund gestellt und auch unsern Künstlern Albert Welti und Kreidolf auf die Verwendung Dr. Webers hin Geltung verschafft.

Wenn ich im weitern ein paar Streiflichter auf meine eigentlichen Schulerinnerungen fallen lasse, was man von einem ehemaligen Lehrer erwarten mag, so bin ich mir der ganz persönlichen Betrachtungsweise wohl bewußt. Doch habe ich hier ja keine Schulgeschichte zu schreiben.

In dem Lehrerkollegium nach 1900 gaben die Spezialisten der realwissenschaftlichen Richtung nach außen den Ton an. Das kam schon durch das Dauerrektorat Dr. Tuchschmids zum Ausdruck. Man halte diese Feststellung einem einstigen Schüler des Gymnasiums zugute. Vielleicht schenkt man ihr heute eher Beachtung, nachdem die Menschheit nun erfahren hat, wohin die Überschätzung der technischen Wissen- und Errungenschaften führt. Der Humanist vermißte die verpflichtende Einheit des Schulgeistes, die Harmonie des pädagogischen Lehrziels. Auch wenn er den Anforderungen des Unterrichts mit ernster Arbeit Folge zu geben gewillt war, fühlte er sich durch die zentrifugalen Strebungen der einzelnen Disziplinen und Lehrpersönlichkeiten von einer Stunde zur andern hin und her gezogen wie die Nadel zwischen verschiedenen Magneten. Ja, die Pflichtenlast war oft so gebäuft, daß der Gewissenhafte sie ernstlich gar nicht von sich zu wälzen vermocht hätte. Wenn wir bisweilen die Stunden summierten, die zur sorgfältigen Lösung der zugesetzten Hauspensen erforderlich gewesen wären, kamen wir auf phantastische Zahlenhöhen.

Dieser Dauerzustand von Unruhe, der die Kräfte des Schü-

lers mehr zerstreute als sammelte, ergab sich aus der überkommenen Organisation. Die enge Verflechtung von Gymnasium und Realschule auf der oberen Stufe wird stets zum Nachteil des ersten ausschlagen, da diese beiden Richtungen verschiedenartige Menschentypen sowohl in der Lehrer- als in der Schülerschaft an sich ziehen. Gymnasium und Seminar passen in der Geisteshaltung besser zusammen.

Eine illustre Corona von originalen Köpfen und hochwissenschaftlichen Fachleuten ist noch kein homogener Lehrkörper, gewillt und charaktergemäß befähigt, sich einem Lehrziel, einem Erziehungsideal unterzuordnen. Schon dem jüngeren Schüler drängte sich die Überzeugung auf, daß der und jener seiner Professoren offenkundig für andre Aufgaben mehr Eignung hätte als ihn in dem bestimmten Fach zu fördern.

Da war Jakob Hunziker, der enorme Wisser auf den verschiedensten Gebieten, der Verfasser des heute noch vorbildlichen Aargauer Wörterbuches und so manches andern gediegenen Werkes. Diesem Gelehrten, der einer Hochschule alle Ehre gemacht hätte, lag ausgerechnet die Aufgabe ob, Mittelschüler ins Französische einzuführen, wozu ihm die dazu erforderliche Zungen geschmeidigkeit sichtlich abging. Da war Heinrich Ganter, der Grandseigneur in dem ihm so ganz und gar angemessenen Rahmen des Herzoggutes, ein trefflicher Kunstkennner. Seinen Führungen durch die Aarauer Gemäldeausstellungen haftete kein Schulschmäcklein an; sie verliehen der Malkunst einen gewissen Glanz, der bezauberte und ihr ein hohes Ansehen gab. Möchte den heutigen Malern des Aargaus auch ein solcher Förderer beschieden sein! Warum hat das Geschick Professor Ganter nicht die Leitung einer grossstädtischen Kunstsammlung anvertraut? Statt dessen mußte er sich mit Trigono- und andern Metrien abplagen.

Dann war da Papa Mühlberg, der grosse Geologe, aber leider nicht auch ein großer Pädagoge. Der elementare Unterricht in Botanik und Zoologie, die er zu lehren verhalten war, schien ihn

nicht sehr zu interessieren, weshalb wohl auch die Naturphilosophie Hückelscher Richtung in seinen Vorträgen einen beträchtlichen Raum einnahm. Daß er dabei die materialistische Abneigung alles Religiösen energisch an die Schüler heranbrachte, konnte den zukünftigen Theologen nicht gleichgültig sein, sollten sie Mühlberg ernst nehmen. Und dazu waren sie wohl gewillt, denn er hatte auch seine liebenswürdigen Seiten. Rektor Tuschmid, der hervorragende Organisator, ein technisches Genie, wie man sagte, verstand es, die physikalischen Grundprobleme fachlich und überaus klar darzustellen, stand aber beim besten Willen den humanistischen Idealen zu ferne und brachte der seelischen Lage des Jünglingsalters kein tieferes Verständnis entgegen. Er hätte als Leiter eines ausgedehnten technischen Unternehmens seinen Mann gestellt. Ich danke seiner Führung durch das Aarauer Elektrizitätswerk an einem Maimorgen eine gereimte Reminiscenz, über die er jedenfalls den dunkeln Kopf geschüttelt hätte.

Sein Gegenpol, Professor Winteler, der ideenreiche Feuerkopf, hätte wie Jakob Hunziker von einem Universitätskatheder aus seine Lehrgabe voller entfalten können. Wenn ihm vergönnt gewesen wäre, Philosophie, die an den Hochschulen oft so oberflächlich umschwirzt wird, als sein Hauptfach vorzutragen! Was er in seinem Pflichtunterricht bot, war im Grunde Philosophie der Geschichte, für den Großteil der Schüler ohne Zweifel zu hoch, zu wenig Veranschaulichung und Vereinfachung des schwierigen Stoffes. Aber Winteler war die Sonne des gemütverklärten Geistes an der Kantonsschule. Seine Philosophie- und Religionsstunden hoben in ideale Sphären empor und vermochten alle Schulverstimming zu bannen. Freilich, diese Gedankenhöhe barg die Gefahr, daß der so geweckte Erkenntnisdurst der Jugend vordringend ins Weglose und damit in ernste Seelennöte geriet. Da war der Weg zurück dann schwer. In den Städten, wo Mittelschulen die höchste Bildungsstufe darstellen, besteht ohnehin



Prof. Dr. Jošt Winteler
1846—1929

die Gefahr, daß diese und ihre Schüler erst recht sich überschätzen. Ist es nicht bezeichnend, daß beispielsweise erst die Luft von Basel und dort insbesondere ein Theologieprofessor aus Friesland den Verfasser dieser Erinnerungen nach dem Abgang vom Aarauer Gymnasium zur geistigen Heimat, zum Denken von Vater und Mutter, zurückgeführt haben?

Auch in seinen Griechischstunden schürzte Winteler tief, und in diesem Unterricht eine Leuchte zu sein, bedeutete etwas. Ich

hege noch jetzt einen allerdings platonischen Stolz auf die Auszeichnung, einen Buchpreis, den ich einmal von ihm zugesprochen erhielt.

Eine an dem genialen Historiker auffällige Eigenheit ist in diesen Blättern bereits 1939 erwähnt worden: die geradezu fanatische Abneigung gegen das Germanentum, die zu seiner Zeit, um die Jahrhundertwende, durch die tatsächliche Geschichte nicht begründet war. Dies umso weniger, als er selber die maßgeblichen Anleitungen zu seiner bedeutenden Doktorarbeit über die Kerenzer Mundart an deutschen Hochschulen empfangen hatte. Seine Darstellung vom Zusammenbruch des römischen Reiches war in diesem Sinne offenkundig einseitig. Es erhoben sich unter der Schülerschaft gelegentlich entschiedene Einwände. Ich selber leistete dem, man kann schon sagen, vergötterten Lehrer so unbesehen Gefolgschaft, daß ich darauf als Münchener Student mit abfälligen Bemerkungen über mein damaliges Gastland und seine Bewohner rücksichtslos um mich warf und heute staune, wie großzügig meine Kommilitonen und sonstigen Bekannten „dem Schweizer“, ihrem Verzug, diese Verstöße durchgehen ließen so gut wie den löscherigen Halbzylinder.

Erst im Umgang mit den Römerabkömmlingen unseres Südens gegen Aufgang und Niedergang wurde mir jene scheinbar schrullige Einstellung unseres Geschichtslehrers verständlich. Die hizige und (auch untereinander) leicht hässige Art der Blut- und Sprachherben des alten Rom macht sich im Verkehr mit den gebildeten Schichten kaum bemerkbar, wohl aber in unbeherrschten Aussprüchen und Anwürfen des Volkes und seiner Jugend. Da sprudelt gelegentlich allerlei hervor, was sich wie Rassenhaß anhört. Die Italiener und ihre Nachfahren unter uns könnten wohl ihrerseits auch davon erzählen. Und wer weiß, ob nicht das nationale Skandälchen von Bulle im Grunde hieher gehört. Solchen Vorkommnissen und Erfahrungen wollen wir beileibe keine offizielle Bedeutung heimessen. Jeder hat mit Erbmassen

unter dem Bewußtsein zu schaffen. Wir wollen nur auf Wintelers Spuren, der auf die Unterschiede in der Artung der verschiedenen Völkergruppen je und je aufmerksam machte, gewisse geschichtliche Zusammenhänge zu erklären versuchen. Er stammte von den Bergen am Walen-, dem einstigen Welschensee und war nach seiner Erbanlage äußerlich und innerlich unverkennbar ein Römer: der kleine Wuchs, das dunkle, krause Haar und vor allem die funkelnden Romagnaäugen, die den Ungewissenhaften unter den Schülern anblitzten wie der zürnende Zeus. Der deutsch klingende Familienname bedeutet in jenem Grenzgebiet, wo Alemannen und Romanen zusammentrafen und -wohnten, nicht viel.

Die Gegenüberstellung seiner Lyrik mit derjenigen seines zeitweiligen Amtsgenossen Adolf Frey könnte die gemachte Feststellung erbärten. Bei aller untadeligen Klangreinheit der Form gewinnt im „*Echo Pantander*“ stets wieder der Gedanke die Oberhand, ein Wesenzug romanischer Poesie („romanisch“ im weitesten Sinne verstanden). Es wäre reizvoll, wenn man versuchte, diese Dichtungen ins Italienische oder Französische zu übertragen, und das wäre bestimmt möglich. Anders Adolf Frey, bei dem die alemannische Lust am Wortgetön, am Konsonanten-zusammenprall, die Freude am anschaulichen Bild und die Neigung zu laut jubelndem oder klagendem Gefühlsausbruch häufig die engende Versform durchbricht. Damit ist nichts eingewendet gegen den literarhistorischen und menschlichen Wert des „*Echo Pantander*“. Man muß sich vielmehr wundern, daß die zahlreichen Freunde und Schüler des unvergleichlichen Lehrers seinem poetischen Vermächtnis, das er selber hochhielt, nie zu einer Neuauflage verholfen haben. In dem geistig sonst so regen Aarau vermochten eben Homer und Horaz gegen Aristoteles und Cicero nie aufzukommen.

Unser Griechischlehrer in den oberen Klassen, Professor Geßner, ließ die Vorzüge seiner Unterrichts- und Denkweise nicht auf den ersten Blick erkennen. Seine zurückhaltende, sich immer



Prof. Dr. August Geßner
1864—1941

zügelnde Art, das Erbe kulturbewusster Vorfahren, erschien leicht als fühllose Trockenheit. Doch auch dem Neuling zeigte sie sich im besten Licht bei der unparteiischen und taktvollen Behandlung der Trägen und Nachlässigen. Allem Anschein zum Trotz war Dr. Geßner im Grunde frei von Pedanterie. Er verlegte den Unterricht zur Sommerszeit etwa auf den „Olymp“, wie wir das Parkrondell über dem Ententeich nannten, allwo dann Vogelgezwitscher die sapphischen Verse begleitete. Geßners Freude am Lehren, seine scheue, aber echte Begeisterung für das Schöne kamen erst zu ihrem Recht bei der Lektüre der griechischen Klas-

säker, in der sorgsamen Auswahl des Lesestoffes und in feinen, leicht hingeworfenen, aber oft überraschend originellen Erklärungen und Hinweisen. Es waren Weihstunden, unter seiner Leitung Homer in der Ursprache zu lesen, dem homerischen Urton zu lauschen, aus seinem poetischen Reichtum zu schöpfen.

Wenn aber die Sage ging, unser Griechischlehrer pflege, sobald sich Eros im Text hervorwage, hinter der Landkarte von Griechenland zu verschwinden, so war das eigentlich das schönste Kompliment, das die kritische Jugend seinem Feingefühl erwies. Und wenn man hört, mit welcher seelischen Noblesse und Zartheit er etwa ehemaligen Schülern in ihren Sorgen um die Finanzierung des Studiums beisprang, als ob das etwas Selbstverständliches wäre, dann kann man diesem Sprössling eines alztürkischen Geschlechtes die höchste Achtung, ja Verehrung nicht versagen. Wie manches Mal mögen die Wände seines schlicht-vornehmen Heims, das ein Stück Zürich darstellte, Zeugen seiner ganzen Herzensgüte, seines nur mit Worten sparsamen Hochsinns gewesen sein! Der so handelte, war er nicht auch ein großer Lehrer? Ob ihn auch keine Bildsäule rühme, er hat sich selber ein Denkmal errichtet, aere perennius.

Von unserem damaligen Deutschlehrer zu sprechen, möchte der glückliche Umstand zu verbieten scheinen, daß er noch frisch und schaffensfroh an den Narauer Neujahrsblättern mitarbeitet. Wer aber so tief wie er in seinem siebenten Jahrzehnt steht, darf sich wohl ein bescheidenes Kränzlein reichen lassen. Professor Raeslin war der Jüngste des Kollegiums und eben erst vom Seminar Wettingen an die Kantonsschule berufen worden. Schon nach seiner ersten Aufsatzbesprechung wußte ich: Da gibt es Wesentliches zu lernen, da können wir vorwärts kommen in der Beherrschung der sprachlichen Ausdrucksmittel. Da wird das Feingold des Wortes gewogen und auf seinen Ton geprüft. An der Bezirksschule Lenzburg war es in dieser Hinsicht, an der mir doch so viel lag, nicht zum besten bestellt gewesen, nachdem ich von

meinem geliebten Lehrer der fünften Klasse, Herrn Arthur Byland, der hochbetagt noch in Gränichen lebt, hatte scheiden müssen. Jetzt durfte ich an jene früh empfangenen Anregungen wieder anknüpfen. Dr. Kaeslin pflegte unsere schriftlichen Arbeiten aber auch nach der gedanklichen Seite hin auf das sorgfältigste zu prüfen, und wie geschickt war er in der Wahl der Themen! Vielfältigen geistigen Interessen zugewendet (auf seinem Pulte lagen beständig neue Bücher mit den mir wohlbekannten roten Lieferungszetteln), besonders aber der Kunst aus innerster Meinung zugetan, verstand er uns tief Einblicke in die Literaturgeschichte zu vermitteln; das war das Urteil aller Schüler, die überhaupt mitzugeben befähigt waren. Wie versunken lasen wir in seinem Lehrzimmer, zu dessen Fenstern die mächtigen Tannen neben dem Museum bereinhorchten, Hauptmann, Hebbel und Goethes Faust!

Und ich darf, ja ich muß bekennen, daß Professor Kaeslin, seiner Anteilnahme an dem Erleben der ehemaligen Schüler getreu, auch Berater meiner Studienzeit und Förderer meiner ersten druckbaren Lyrik wurde, für die er Herrn Sauerländer, Vater, als Verleger gewann, mir damit eine dauerhafte Brücke schlagend zu einem Bezirke wohlwollender Anerkennung — mittin in Aarau. Und das war eine entscheidende Hilfe für den angebenden Publizisten.

War es nicht auch wie eine sinnige Vorbedeutung, daß ich auf meiner ersten Kantonsschulreise über den Panixerpaß unter der Führung meines verehrten Deutschlehrers zum erstenmal den Fuß auf Bündner Boden gesetzt habe und an seiner Seite Rätiens Hauptstadt betrat? Als ich vor einiger Zeit, nun von der andern Seite her, wieder nach dem einsam-schön gelegenen Dörlein Panix kam (wo ich in einem berüchtigten Geisterhause herrlich geschlafen habe), brachte mir die Gedenktafel für Suworow in erheiternde Erinnerung, daß der junge Kantonsschüler, noch gar nicht berggewohnt, den Paß fast so schlecht überstanden hat

wie seinerzeit der russische General. Aber Professor Kaeslin nahm sich des erschöpften Jünglings väterlich besorgt an, und in der darauf folgenden Nacht zeigte diesem die gastfreundlichste Aufnahme im Hause Guver in der Zelli, daß es auch in Aarau eine Aristokratie gab — nicht nur in Lenzburg.

Von dem Aarauer Verlagshause aus ist an mich dann der folgenreiche Auftrag ergangen, das Sagenwerk H. Herzogs zu erneuern und von der aargauischen Erziehungsdirektion die Beurlaubung vom Schulamt ausgesprochen worden, welche mich in den Stand setzte, die sich häufenden Aufgaben auf volkskundlichem Gebiet zu lösen. So ist mir die Kantonsschulstadt Aarau, in die mich einst der Vater führte, nolens volens zur Schicksalsstadt geworden, die mir den Weg gewiesen und bereitet, ob auch ferne ihren Mauern.

Arnold Büchli.